

Nicole Bachmann, Dr. phil. in Gesundheits- und Sozialwissenschaften, ist in Basel geboren, hat in Fribourg studiert, in Zürich doktriert und sich in Montreal weitergebildet. Sie lebt seit vielen Jahren in Köniz bei Bern und arbeitet in Olten. Neben wissenschaftlichen Werken schreibt sie Kriminalromane, Hörspiele und historische Kinderbücher.

NICOLE BACHMANN

WEITES LAND

Kriminalroman

Dies ist kein Reiseführer. Wie in den ersten drei Bänden mit Lou Beck habe ich mich von tatsächlichen Orten und Geschehnissen inspirieren lassen, diese aber verfremdet und im Dienste meiner Erzählung verändert. Dies ist das Kanada, das Lou Beck auf ihrer fiktiven Reise, die sie eigentlich gar nicht antreten wollte, angetroffen hat. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht gewollt.

emons:

Dieses Buch ist den Frauen und Männern von
«idle no more» gewidmet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: © Andy Iten, Köniz
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Irène Kost, Biel/Bienne, Schweiz
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0290-5
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmässig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Agentur Altas, Bern.

Prélude

Menschen sind konstant bestrebt, ihre Emotionen zu regulieren. Sie tun dies unbewusst oder bewusst, mehr oder weniger geschickt und oft auf eine Weise, die schädlich ist für ihre Gesundheit. Gegen Gefühle wie Angst, Sorgen, Kränkungen werden seit jeher zentralnervös wirksame Stoffe eingesetzt. Die Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte der Drogen. Wir benutzen Alkohol, Nikotin, Koffein, Cannabis, Kokain, Amphetamine oder Baldrian und verändern damit unsere Gefühle.

Es existieren auch andere Methoden, dem menschlichen Erfindungsgeist sind diesbezüglich keine Grenzen gesetzt: Gegen Einsamkeit und Liebeskummer füttern die einen ein paar Crèmeschnitten oder eine Tüte Gummibärchen; sie liegen stundenlang in einem Schaumbad, schauen sich einen peinlich romantischen Film an oder hören traurige Cowboy-Songs und trinken dazu zwei oder auch drei Gläser Wein. Wieder andere drehen den Walkman auf volle Lautstärke und ziehen sich Metallica rein oder das zweite Klavierkonzert von Rachmaninow; sie rennen durch den Wald oder gehen Dinge shoppen, die sie nie benötigen werden; sie meditieren, kiffen oder schlachten an ihrem Rechner Hunderte von Zombies ab. Und alle fühlen sich danach einen Moment lang ruhiger, weniger einsam oder zornig. So geht das tagtäglich in jedem menschlichen Leben und ist vollkommen normal.

Manchmal macht es aber Sinn, seine Gefühle in aller Dringlichkeit wahrzunehmen. Da ist zum Beispiel die Angst. Eine wichtige Emotion. Sie warnt vor einer drohenden Gefahr, verstärkt die Ausschüttung von Cortisol, beschleunigt den Puls und die Atemfrequenz, erhöht die Muskelspannung, schärft die Sinne und macht den Organismus bereit, sofort und heftig zu reagieren.

Angst kann dir das Leben retten.

EINS

Ich habe immer gemeint, Kanada sei kalt, nichts als endlose, stinklangweilige Tannenwälder, alles dunkelgrün, so weit das Auge reicht. Und da stand ich nun auf der Mittelinsel einer vierspürigen Strasse in Montreal, die Sonne brannte ein Loch in meinen übernächtigen Schädel, lebhafter Verkehr dröhnte vor und hinter mir, und ich blinzelte in das grelle Licht. Schweiß sammelte sich in meinem Nacken, rann mir das Rückgrat hinunter. Ein ekelhaftes Gefühl. Es war Samstag, der 24. Mai, morgens um halb elf, und neunzig Minuten zuvor hatte ich erstmals kanadischen Boden betreten.

Eine junge Asiatin in kurzen Shorts, ärmellosem Top und Plateausandalen lächelte mich mitleidig an, als ich mir stöhnend über die schweissbedeckte Stirne strich. Sollte ich meine Faserpelzjacke ausziehen? In meinem Koffer befanden sich Thermo-Unterwäsche, Schal und Mütze aus Merinowolle, Handschuhe und Ringelblumen-Spezialgesichtscreme zum Schutz vor grosser Kälte. Aber keine Sandalen und kein ärmelloses Top, keine Shorts und kein Sonnenhut. Der Verkehr kam abrupt zum Stehen, und alle marschierten los. Schon bald würde ich bei der McGill University anlangen, wo ich Philipp treffen sollte. Vielleicht würde er sich über meine nordpoltaugliche Ausrüstung amüsieren. Vielleicht aber auch nicht. Nein, er würde meine Ignoranz wohl eher als ein weiteres Zeichen deuten, dass ich Kanada nicht mochte, nicht die geringste Lust hatte, mich mit seinem Geburtsland auseinanderzusetzen, und mir keine Mühe gegeben hatte, auch nur die minimalsten Informationen darüber in Erfahrung zu bringen.

Und er hätte recht damit.

Ich wusste nicht einmal, in welcher Klimazone wir uns hier befanden.

Rom! Jetzt fiel es mir wieder ein. Irgendjemand hatte doch mal gesagt, New York befinde sich auf der gleichen Höhe wie

Rom. Oder war es Neapel? Und New York war nur ein Katzensprung von Montreal entfernt. Ich seufzte. Ich hatte von Anfang an ein zutiefst ungutes Gefühl gehabt, was diese Reise anging. Gleichzeitig gab es keinen einzigen rationalen Grund, Philipps Einladung abzulehnen. Ich vermisste ihn seit seiner Abreise schmerzhaft.

Ich hatte Philipp im Sommer vor zwei Jahren an meinem Arbeitsort kennengelernt. Er war Oberarzt der Geriatrie im Privatspital Walmont in Bern, im selben Spital, in dem ich Mitarbeiterin der kleinen Forschungsabteilung war. Er war damals siebenunddreissig Jahre alt, ich drei Jahre jünger. Unsere Beziehung hatte sich gerade erst etwas gefestigt, da hatte er sich entschlossen, nach Montreal zu ziehen, um dort achtzehn Monate lang an einem Gesundheitsprogramm für die indigene Bevölkerung Kanadas mitzuarbeiten.

Sein Entschluss war nicht ganz freiwillig erfolgt. Philipps Vater und Grossvater waren bekannte Chirurgen gewesen. Seine Eltern hatten noch immer nicht akzeptieren können, dass ihr Sohn sich der Geriatrie zugewandt hatte, was sein Vater mit Altenpflege gleichsetzte. Dass Philipp ein hervorragender Geriater war und für sein Betreuungskonzept sogar einen Preis gewonnen hatte, bedeutete seinen Eltern nichts. Da sich ihr Sohn nicht einsichtig zeigte, wollten sie ihn zwingen, die abgebrochene Chirurgenlaufbahn wieder aufzunehmen. Also gründeten sie eine Stiftung und boten unserem Direktor eine fette Summe an, damit er die Chirurgie des Walmont ausbauen könne. Einzige Bedingung: Philipp sollte die Leitung der Chirurgie für mindestens ein Jahr übernehmen, oder die Spende würde an die Konkurrenz gehen. Philipp fand schliesslich eine geniale Lösung: Er würde die Oberarztstelle antreten und dann vom Walmont für eine befristete Zeit an ein gemeinnütziges Programm in Kanada «ausgeliehen» werden. Ich hatte ihm nicht im Weg stehen wollen, hatte ihm zugeredet, diese Chance zu ergreifen, und seither mehr unter seiner Abwesenheit gelitten, als ich mir dies je hätte vorstellen können. Und das machte mich

elend und auch wütend. Ich wollte mich wieder ganz fühlen. Auch ohne Philipp.

Nach ein paar Monaten in Montreal hatte Philipp begonnen, eine gemeinsame Ferienreise durch Quebec und den Nordwesten Kanadas zu planen. Er hatte mit der unvergleichlichen Natur gelockt, mit den mächtigen Schnee-Eulen, mit drei Sorten Bären, mit feinem Essen, Bier und wenn nötig auch mit Kultur. Und mit unserer Liebe. Rings um mich waren Leute, die mir gut zu-redeten, endlich diese Reise zu machen. Helga hatte mich feig, pessimistisch und beziehungsunfähig genannt. Das Personal-Management-Tool an meinem Arbeitsplatz im Spital hatte von Tag zu Tag röter geblinkt, das Zeichen, dass ich zu viele Überstunden machte und endlich Ferien einziehen musste.

Philipp hatte mir E-Mails geschrieben, in denen er darüber klagte, mich zu vermissen, sich einsam zu fühlen und sehnlichst auf meinen Besuch zu warten.

Ich hatte gezögert, auf später vertröstet, Ausreden erfunden. Und selbst nicht gewusst, warum.

Bis Philipp mich um Hilfe gebeten hatte.

In einem geografisch klar umgrenzten Gebiet im Westen von Kanada war eine Krankheit mit schweren neurologischen Symptomen ausgebrochen. Betroffen waren rätselhafterweise ausschliesslich Angehörige der Little Creek Band.

«Mitglieder einer Musikband?», hatte ich erstaunt gefragt, und Philipp hatte mir geduldig erklärt, dass eine «Band» in den indigenen Kulturen Kanadas einen Zusammenschluss von mehreren Grossfamilien darstelle, die im selben Gebiet leben, gemeinsam auf die Jagd gehen, sich gegenseitig im Alltag unterstützen.

Eine solche Band besteht oft aus fünfzig bis hundertfünfzig Personen, mehrere solcher Bands zusammen bilden eine «Nation» mit einer eigenen Sprache, Kultur und einer oft ausschliesslich mündlich überlieferten Geschichte. Die Little Creek Band lebt am Lake Fraser in British Columbia und gehört zur Nation der Stelat'en, dem Volk von Stella, wie sie sich selbst nennen. In

der offiziellen Schreibweise werden die Stelat'en immer noch als Carrier bezeichnet, obwohl sie selbst diesen Namen ablehnen, den ihnen die weissen Siedler gegeben haben.

Der Lake Fraser ist ein beliebtes Touristenziel, wunderschön gelegen zwischen bewaldeten Bergen und bekannt für seinen Reichtum an Fisch und Wild. Die dort ansässigen Bevölkerungsgruppen, Weisse, Schwarze, Asiaten, Indigene der Stelat'en- und Sekani-Nationen leben in engem Kontakt. Trotzdem waren nur Personen dieser einen Band erkrankt. Die Patienten hatten alle ähnliche Symptome, die gemäss Schilderung der behandelnden Ärztin regelrecht bizarr wirkten. Sie habe noch nie so etwas gesehen, der lokale Gesundheitsdienst der First Nations sei mit dieser Epidemie völlig überfordert, und wenn es so weiterginge, wäre die Little Creek Band in Kürze ausgestorben. Sie hatte Philipp um sofortige Unterstützung gebeten.

Und wegen dieses rätselhaften Krankheitsclusters war ich jetzt hier in Montreal, in dieser riesigen fremden Stadt auf der Höhe von Neapel, marschierte in einem dichten Menschenstrom, ein übermüdetes, schwitzendes Alien, das versehentlich auf den falschen Planeten gebeamt worden war. Rings um mich wucherten riesige gläserne Fassaden, in denen sich der Himmel spiegelte, goldglänzende Hüllen von vierzigstöckigen Bürotürmen. Ich zog meinen schweren Rollkoffer hinter mir her in die Richtung, in der ich die McGill vermutete. Rue Sherbrooke 845, gut zwei Kilometer nach Südwesten, dort solle ich ihn treffen, Punkt zwölf Uhr fünfzehn, hatte mir Philipp gemailt. Ich ging in Richtung Südwesten, aber merkwürdigerweise näherten sich die Hausnummern der Null, je weiter ich vorankam. Einen Moment hielt ich inne und wurde prompt vom Nachfolgenden angerempelt. Etwas stimmte mit meiner Orientierung nicht. Ging die Sonne hier etwa im Westen auf? Oder machten sie diesen Hausnummertrick, um Fremde fertigzumachen? Ich wusste nichts Besseres, als weiterzulaufen. Ich kam an der Rue Sherbrooke 12, der 8, der 6 vorbei und dreissig Meter weiter wieder an einer 6, einer 8, einer 10. Es ging wieder aufwärts. Verwirrt, aber entschlossen, mir nichts anmer-

ken zu lassen, ging ich weiter. Von weit her hörte ich das tiefe Tuten eines Ozeanriesen. Die Geräusche und Gerüche waren mir fremd, was ich sah, irritierte mich, und mir war zu heiss. Meine Arme und Schultern schmerzten immer mehr von der ungewohnten Anstrengung. In meinem Koffer befanden sich neben der Survival-Ausrüstung, inklusive Swarovski-Fernglas und den Winterkleidern, ein Kilo von Philipps Lieblingschokolade, dazu eine Notration Bücher.

Eine Ewigkeit später tauchte in der Ferne ein goldener Turm auf, ich war bei den 400er-Nummern angelangt, und die Szenerie wechselte. Da waren asiatische Lebensmittelläden, eine Behörde für maritime Rechtslegung, ein asiatischer Coiffeur, ein Geschäft nur mit Turnschuhen, dann wieder ein unglaublich glänzendes Hochhaus, in dessen Fassade sich die ganze Welt zu spiegeln schien. Vor einer Galerie mit Inuitkunst blieb ich einen Moment stehen und bewunderte einen etwa fünfzig Zentimeter grossen, auf den Hinterbeinen tanzenden Eisbären aus weissem Marmor. Der Bär sah kraftvoll, fröhlich und gleichzeitig in sich gekehrt aus, wunderschön. Die in der Galerie ausgestellten Exponate seien alle von Inuit aus dem Bundesstaat Nunavut hergestellt, stand auf einem Plakat. «Nunavut» bedeute «Unser Land», umfasse etwa ein Fünftel der Fläche Kanadas, mehr als die Hälfte davon nördlich des Polarkreises.

Einige hundert Meter weiter bewunderte ich eine winzige im viktorianischen Stil erbaute Kirche, die zwischen zwei wuchtigen Glas-Beton-Bauten eingeklemmt war.

Vieles hier erinnerte mich an eine französische Grossstadt. Aber das Bild stimmte nicht ganz. Einige Minuten später wurde mir der Unterschied klar: Ich hatte noch in keiner europäischen Stadt eine solche völlig planlose Aneinanderreihung von unterschiedlichsten Baustilen gesehen. Das reine Chaos auf engstem Raum, von einer einheitlichen Strassenflucht ganz zu schweigen.

Eine halbe Stunde später stand ich direkt vor dem Eingang der McGill University, typischerweise wieder eine architektonische Gemengelage, in deren Zentrum ein beflaggtes schottisches Miniaturschlösschen in grauem und rosa Stein stand, direkt daneben ein Museum, das aussah wie ein griechischer Tempel, das Ganze überragt von einem ultramodernen Bau aus Rauchglas, der ebenfalls das Logo der McGill trug. Das Trottoir direkt vor dem ehrwürdigen Schlösschen war voller Risse, die Pflöcke, welche die Fussgängerzone markierten, krumm und das Fahrverbotsschild mit Tags verschmiert. Heruntergekommen und gleichzeitig charmant wie eine verarmte Adlige mit löchrigen Strümpfen, dachte ich, drehte mich um, und da war Philipp.

Einen Moment lang standen wir beide wie erstarrt, dann umarmten wir uns. Sein Körper fühlte sich schmaler an, als ich ihn in Erinnerung hatte.

Philipp nahm mir unaufgefordert den Griff des Rollkoffers aus der Hand und marschierte zackig los. Einige Sekunden blieb ich wie angewurzelt stehen und musste mich anschliessend beeilen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Ich hätte mir keine Gedanken machen müssen wegen meiner unpassenden Kleidung. Philipp verlor kein Wort darüber, ja, er schien mich überhaupt kaum wahrzunehmen. So hatte ich mir unser Wiedersehen nicht vorgestellt. Ich wischte mir zum zehnten Mal den Schweiss von der Stirne. Vor mir hatte sich bei einer Kreuzung eine Menschenmenge gebildet. Wo war Philipp? Einen kurzen Moment verspürte ich Panik. Was, wenn ich ihn hier in diesem Gewühl verlieren würde, ganz allein in dieser fremden Welt zurückbliebe? Ich rief mich zur Ordnung. Ich war erwachsen, hatte Geld und einen Pass.

«He, renn nicht so, Philipp», rief ich ihm hinterher, als er zügig über die Kreuzung lief, während ich noch immer im Pulk feststeckte.

Auf der anderen Seite der Fahrbahn blieb er endlich einen Moment stehen.

«Entschuldige, Lou.» Er lächelte mich an, wirkte zerstreut. «Du bist sicher müde von dem Flug.» Seine Augen huschten

flüchtig über mein Gesicht. «Wir gehen jetzt zu mir nach Hause. Dort kannst du dich duschen und ausruhen.»

Und schon lief er wieder weiter. Zunehmend wütend und gleichzeitig verwirrt, lief ich ihm nach. Kein guter Anfang, gar nicht gut.

Philipp wohnte im vierzehnten Stock eines Hochhauses, dessen Fassade russgeschwärzt war oder jedenfalls so aussah. Ich hatte selten ein hässlicheres Gebäude gesehen. Zum Glück lief er noch immer einige Schritte voraus, ohne sich nach mir umzudrehen. Ich hätte Mühe gehabt, mein Erschrecken zu verbergen. Die gläserne Haustür fiel laut scheppernd hinter uns zu. Der Eingangsbereich mit den rund hundert Briefkastenfächern war deutlich heruntergekommen, die Wände mit obszönen Kritzeleien verschmiert, der alte Laminatboden hatte Risse und rollte sich an den Nahtstellen auf. Es stank nach Urin. Mehrere Briefkästen waren aufgebrochen worden. Andere quollen über von Briefen, Reklamen und Zeitungen, hineingequetscht, bis es nicht mehr ging. Vielleicht lagen die Besitzer tot in ihren Wohnungen und faulten vor sich hin. Hier herrschte ein konstantes Kommen und Gehen, und niemand trug Sorge zu dem Haus, so viel war klar. Die Lifttür war mit einem alten Klebeband versperrt, auf dem man mit Mühe die Worte «out of» entziffern konnte.

«Gehen wir?», fragte Philipp und wandte sich zum Treppenhause.

«Du machst Witze», sagte ich mit schwacher Stimme.

«Wir müssen nur einen Stock runter. Von der Tiefgarage aus gibt es einen zweiten Lift. Und der funktioniert. Tiefgaragen sind für Montreal überlebensnotwendig. Die Winter sind so kalt, dass du ein Auto nicht mehr zum Laufen bringst, wenn es nicht in einer Garage steht. Und zu Fuss ist bei vierzig Grad minus auch niemand mehr unterwegs.»

«Vierzig Grad minus? Ich habe gemeint, Montreal habe das Klima von Neapel.»

«Im Sommer ja. Im Winter gleicht es eher dem Klima von Moskau. Wir sind da flexibel.»

Philipp hob meinen Koffer an und stöhnte laut. «Was hast du denn da drin? Steine?»

«Nur Kleider, einige Bücher und Schokolade für dich. Extra-dunkel mit gerösteten Mandelsplintern.»

Anstatt sich zu bedanken, murmelte er etwas von Leuten, die überallhin eine Bibliothek mitnahmen.

«Dann gib mir den Koffer», sagte ich verärgert. «Ich habe ihn schliesslich auch bis hierher geschleppt.»

Er reagierte nicht, und wir gingen einen Stock nach unten, nahmen den zweiten Lift und fuhren hoch zu Philipps Wohnung.

«Nichts Grossartiges, aber mein momentanes Reich», sagte er.

Ich versuchte es mit einem Lächeln. Die Wohnung war klein, ein Wohnzimmer, zwei Schlafzimmer, Küche, Bad, die Wohnräume spärlich möbliert mit Möbeln, die vor vielen Jahren vom Sperrgut gerettet worden waren. Oder jedenfalls so aussahen.

«Warum sind die Fenster vergittert?», fragte ich.

«Suizidprävention.»

Das passte.

«Das ist eines der Studentenheime der McGill», sagte Philipp. «Es ist schwierig, in Montreal eine Wohnung zu finden, und ich habe keine Lust auf Suburb.»

Ich nickte und suchte verzweifelt nach einem Detail, über das ich etwas Freundliches hätte sagen können. Da fiel mein Blick auf mehrere gerahmte Bilder, die im Wohnzimmer hingen. Es waren Darstellungen von Gänsen, abstrakt, mit wenigen Linien entworfen und dennoch voller Ausdruckskraft. Das eine Bild war mit «Good Morning» betitelt und zeigte eine Gans, die ihren linken Flügel hebt, einer schwachen aufgehenden Sonne entgegen. Es war eine stille Geste, elegant, in sich ruhend. Das zweite Bild stellte eine Gans im Moment des Absprungs vom Boden dar, eilig, voller Unruhe, mit dem Titel «Wait for me!»

«Die sind von Benjamin Chee Chee», sagte Philipp.

«Ein Cree-Künstler?»

Ende des 17. Jahrhunderts war ein Vorfahre Philipps von Frankreich nach Kanada ausgewandert. Die Familie Laval hatte berühmte Waldläufer in Akadien hervorgebracht. Philipps Ur-

grossvater hatte sich mit einer Frau aus der Nation der Cree zusammengetan. Diese Verbindung war Philipp so lange verschwiegen worden, bis er seine Eltern gefragt hatte, wer seine leiblichen Eltern seien. Philipp hatte eindeutig indigene Züge, eine wunderschöne leicht olivfarbene Haut, sehr dunkle Augen und fast schwarze Haare, alles Eigenschaften, die bei seinen Eltern fehlten. Leider hatte sich herausgestellt, dass Philipp nicht adoptiert war, sondern seiner Urgrossmutter glich. Ich hätte die Adoption eindeutig vorgezogen, denn seine Eltern waren eine Katastrophe. Ich hatte vor zwei Jahren einen Nachmittag mit ihnen verbracht, und das war genug familiäre Nähe für ein ganzes Leben gewesen.

Philipp hatte in den letzten Monaten mehrere Cree-Reservate besucht und an traditionellen Kursen teilgenommen, um seine Wurzeln zu erforschen, wie er das halb ernst, halb ironisch genannt hatte. Seine Abstammung von den Cree war auch der Grund gewesen, dass Health Canada ihn ausgewählt hatte, um dieses Gesundheitsprogramm für die First Nations, die Vereinigung der indigenen Völker Kanadas, zu leiten.

«Nein, Benjamin Chee Chee war ein Chippewa», sagte Philipp. «Die sind mit uns Cree verwandt, sprechen aber eine andere Sprache. Chee hat in Montreal und Ottawa gelebt. Ist leider mit zweiunddreissig Jahren gestorben, ein tragisches Leben von Anfang bis zum Ende. Gefallen dir die Bilder?»

«Sie sind wunderbar! Ein grosser Künstler», sagte ich und meinte es auch so.

Philipp lächelte erfreut. «Ich habe noch zwei Bilder von Chee Chee. Sie hängen in meinem Schlafzimmer.»

«Hast du die gekauft?»

Philipp nickte. «Das ist ehrlich gesagt das Einzige, was mir in dieser Wohnung gehört.»

Philipp zeigte mir seine winzige Küche, das Bad und sein Gästezimmer, in dem ich es mir bequem machen könne. Ich unterdrückte eine ironische Bemerkung. Der Raum war fensterlos und knapp grösser als das schmale Bett. Kein Stuhl, kein Tisch, immerhin eine Deckenlampe in Form einer hängenden

Glühbirne war vorhanden. An der Wand neben dem Bett hing ein Bild, leider kein Chee Chee, sondern eine grässliche Reproduktion eines Klimt-Bildes mit schwindsüchtiger Frau in einem dieser superoriginellen Rahmen, die aussahen, als ob der Künstler über den Rand hinausgeschmiert hätte. Nicht so schlimm, munterte ich mich auf. Ich konnte ja auch die andere Wand anschauen, an der hing nichts. Dafür war da ein dunkelgrauer Fleck, der mich von der Form her an eine Riesenzecke erinnerte, die gerade einen Elefanten leer gesaugt hat. Wahrscheinlich Schimmel. Ich liess mich auf die Matratze plumpsen, die unter meinem Gewicht durchhing, gähnte und schloss einen Moment meine Augen.

«Nicht einschlafen», hörte ich Philipps Stimme. Diese Stimme, die ich so vermisst hatte. War die Melodie noch da, die mein Herz zum Singen bringen konnte?

«Erzähl mir etwas», bat ich ihn und strengte mich an, meine Augenlider wieder hochzubringen.

«Möchtest du einen Kaffee?», fragte er mich und schaute dabei zwanzig Zentimeter über meinen Kopf hinweg. Ich hasse das.

«Was ist eigentlich los mit dir?», fragte ich in einem Ton, der wohl eine Spur zu harsch klang.

«Nichts ist los!»

Ich holte Luft und versuchte, meine Stimme neutral zu halten. «Du scheinst dich jedenfalls nicht gerade zu freuen, dass ich hier bin.»

Endlich schaute er mich an, musterte kurz mein Gesicht. Seine Augen flackerten.

«Bist du krank?», fragte ich in die lastende Stille hinein.

«Nur weil ich bei deiner Ankunft nicht in ein Freudengeheul ausgebrochen bin? Stell dir vor, ich bin müde. Ich habe den ganzen Tag gearbeitet.»

Den ganzen Tag gearbeitet? Es war früher Nachmittag, und Philipp hatte ganz sicher keine Nachtschicht geschoben. Ich starrte ihn stumm an. Meine Kehle wurde eng.

«Weisst du, wie lange ich schon auf deinen Besuch gewartet

habe?», fuhr er verärgert fort. «Ja, jetzt bist du da. Entschuldige, dass ich mich nicht auf Befehl freuen kann.»

Erschrocken fühlte ich, dass mir Tränen in die Augen schossen. Rasch wandte ich mich ab, begann in meinem Koffer zu wühlen.

«Es tut mir leid, Lou. Ich weiss nicht, was mit mir los ist.»

Ich glaubte ihm nicht. «Etwas belastet dich, das sehe ich doch. Was ist geschehen? Letzte Woche warst du doch noch ganz begeistert wegen unseren Ferien.»

«Es ist nur ...», er zögerte, «vielleicht war es ein Fehler.»

«Was war ein Fehler? Sag, verdammt noch mal.»

Er drehte sich um, schaute wieder einen Punkt an, der zehn Zentimeter über meinem Kopf schwebte. «Dass du hierhergekommen bist», sagte er mit leiser Stimme.

Einen Moment musterte ich schweigend sein Gesicht, versuchte zu verstehen. Dann liess ich mich rücklings auf das Bett fallen und begann zu lachen. Philipp startete mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte.

«Hör auf damit!», schrie er plötzlich.

Mein Lachen erstarb abrupt. Ich setzte mich wieder auf. Und spürte gleissende Wut aufsteigen. «Du drängst seit Monaten, dass ich dich in Kanada besuche. Ich habe keine Lust dazu, lasse mich aber irgendwann überreden. Ich komme nach einem unglaublich langen Flug hier an, und das Erste, was du mir sagst, ist, dass ich nicht hätte herkommen sollen. Und was soll ich jetzt bitte machen? Weinen?»

Philipp stand auf und ging. Wenige Sekunden später hörte ich die Wohnungstür zuknallen. Ich sass auf diesem Bett mit der viel zu weichen Matratze, hörte den fremden Lärm einer fremden Grossstadt und fragte mich, ob ich wach war oder träumte. Das durfte doch nicht wahr sein.

«Verdammte Scheisse!», sagte ich laut zu mir selbst.

Ich verstand rein gar nichts mehr. Todmüde streifte ich meine Turnschuhe von den Füßen, zog die verschwitzten Socken und den Pullover aus, schlüpfte unter die grässliche Synthetikdecke und versuchte, ein Gefühl der Geborgenheit herzustellen. Das Bett roch fremd, Philipp war weg, mein Nacken und mein Kopf

schmerzten von dem langen Sitzen im Flugzeug. Was zum Teufel machte ich hier? Unter meinen Augenlidern sammelten sich wieder Tränen. Ich drückte meine Nase in den Ärmel meines T-Shirts. Ein vertrauter Geruch.

Ich erwachte durch Philipps Berührung auf meinem Arm.

«Komm, lass uns essen gehen», sagte er und lächelte mich an.

«Danach können wir reden.»

Ich versuchte, in seinem Gesicht zu lesen, ob das Lächeln echt oder vorgetäuscht war. Ich war mir nicht sicher. Mein Magen knurrte laut. Ich hatte Hunger, immerhin so viel war klar.

«Wie spät ist es eigentlich?»

«Kurz nach sechs.»

Ich duschte, zog mir frische Kleider an und fühlte mich etwas besser.

«Wo gehen wir hin?»

«Prince Arthur Street. Es wird dir gefallen.»

Eine Viertelstunde später waren wir in dem Quartier um die Prince Arthur Street angelangt. Es war noch immer angenehm warm. Die tief stehende Sonne hatte Kraft, schenkte uns Energie und Wärme. Alle Welt schien unterwegs zu sein, aber nicht gestresst oder müde heimwärts eilend, die Augen starr auf das iPhone oder eine weit entfernte Möglichkeit gerichtet wie in Zürich oder Bern oder Langenthal oder Brig, sondern voller Energie, *Joie de vivre* oder *Fun*, wie auch immer. Da waren Horden von Jugendlichen, drei Frauen mit laut klappernden High Heels, eine Gruppe älterer Leute, Schwule eng umschlungen, mehrere Familien mit Kleinkindern, Afrikaner, rothaarige Weisse, Asiaten, Typen in Cowboy-Kleidung. Ich hörte Englisch, Französisch, eine asiatische Sprache, Portugiesisch ... Oder war das etwa Russisch? Ich kam mir vor wie in einem Fiebertraum. Die Sprachen und Stimmen vermischten sich, und ich war mir nicht sicher, ob ich auch nur eine von ihnen würde verstehen können. Wir spazierten mit dem Strom der Leute, und langsam ent-

spannte ich mich. Überall waren Strassenmusiker, die meisten davon musizierten auf erstaunlich hohem Niveau. Wir hörten Jazz, eine Cajun-Band, wieder Jazz, diesmal mit einem Trompeter, der einen traumhaft weichen Klang hatte. Die Passanten blieben stehen, lauschten, klatschten. Ein paar Meter weiter hatten sich Gaukler zusammengetan, und als wir um eine Ecke bogen, stiessen wir auf Kammermusiker, die sich auf den vom Lärm geschützten Vorplatz eines Taco-Restaurants gedrängt hatten. Ich packte Philipp am Arm, blieb stehen und hörte zu. Schuberts Streichquintett mit zwei Celli. Sie waren mitten im zweiten Satz. Da gibt es eine Sequenz, gespielt von den zwei Geigen, die nur als lieblich, als ein ergreifendes, da völlig unkitschiges Süss, nein, als goldenes Licht beschrieben werden kann.

«Komm, weiter», drängte Philipp.

«Die sind wirklich gut, Philipp.»

«Ja, das mag sein, aber ich habe jetzt Hunger.»

Ich unterdrückte eine Bemerkung über Kunstbanausen. Wir schlenderten weiter, liessen uns mittragen von Menschen, Musik, Lärm, Essenserüchen, Trommeln, Gehupe und Gelächter. Der Rhythmus dieser Stadt packte mich. Die warme Luft wirkte wie eine Einladung, eine Verheissung.

Komm, küss mich, umarme mich, ich bin die Neue Welt!

Ich lachte. Zum Teufel, was soll's. Es war richtig, dass ich hergekommen war. Wenn Philipp seine Ferien nicht mit mir verbringen wollte, dann würde ich eben allein losziehen.

Einige Minuten später zog er mich in Richtung Boulevard Saint-Laurent. Die Häuser hatten hier Nummern über 3700, da muss man sich als Schweizerin erst mal dran gewöhnen.

«Just Noodles, ich glaube, das ist genau das Richtige für dich in diesem Zustand», sagte er und dirigierte mich zu einem Restaurant, das von aussen den Charme eines Tankstellen-Shops hatte.

«Just Noodles?»

«Nur Nudelgerichte. Aber aus ganz verschiedenen Ländern.»

Wir betraten einen hell erleuchteten, spartanisch eingerichteten Raum. Es gab eine lange Küchentheke, an der mit riesigen

Messern Gemüse geschnitten, Nudeln gekocht oder angebraten wurden. Ansonsten standen da etwa zwanzig Tische, blitzblank sauberer Plastik, Stühle aus demselben Material, und das war alles. Die meisten Plätze waren besetzt, es ging hoch zu und her. Staunend schaute ich mich um. Die Köche schrien und lachten in einem fort. Die Kellner wuselten geschäftig durch die eng gestellten Tische. Es wurde laut geredet und schnell gegessen, und die Luft vibrierte vor Energie. Plötzlich sah ich einen Teller durch die Luft fliegen. Da! Ein zweiter flog durch die halbe Gaststube.

«Hast du das gesehen?», fragte ich.

«Das Personal wirft sich manchmal die Teller zu, damit es schneller geht. Also, was willst du? Ich nehme die Udon-Nudelsuppe mit Schweinefleisch. Sehr lecker.»

Einer der Köche hackte in rasendem Tempo mit einem gefährlich aussehenden Küchenmesser auf Gemüse herum, schwupps warf er erneut einen Teller, wischte die Theke sauber, warf erneut einen Teller, alles begleitet von einem Stakkato an Flüchen, Benschwörungen oder Witzen, keine Ahnung.

«Ich nehme das Gleiche», sagte ich zu Philipp, völlig überwältigt von dem Geschehen rings um mich.

Als wir das Just Noodles verliessen, war es draussen dunkel geworden. Philipp nahm mich an der Hand und zog mich in Richtung eines Parks mit alten Bäumen.

«Hier beginnt der Park des Mont Royal», sagte er. «Das ist der Hausberg von Montreal.»

Mir fielen eine ganze Menge Jogger auf, die trotz der rasch zunehmenden Dunkelheit bergaufwärts rannten. Wir wurden von einem beinmageren älteren Mann überholt, der nur kurze Hosen und eine Stirnlampe trug. Kurz darauf folgte ein junger Schwarzer, in deutlich gemächlicherem Tempo und deutlich mehr Kleidung inklusive Wollmütze, gekrönt von mächtigen pinkfarbenen Kopfhörern. In Gegenrichtung erreichte uns eine Gruppe von jungen asiatischen Studenten, vertieft ins Gespräch. Diese Stadt pulsierte vierundzwanzig Stunden am Tag mit einer unglaublichen Vielfalt von Menschen und Energien.

Langsam wurde es kühl, und ich begann zu frösteln. Wir setzten uns auf eine Bank. Philipp reichte mir wortlos seine Lederjacke, noch immer dieselbe, ein altmodisches, unglaublich schweres Ding. Langsam zog ich sie mir über, und mit einmal war ich wieder eingehüllt in seine Körperwärme, seinen Geruch. An dem Blick, den mir Philipp zuwarf, erkannte ich, dass auch er sich an jene Szene erinnerte, an jene Sommernacht in der Matte, als wir uns noch kaum kannten und doch spürten, dass Nähe zwischen uns unvermeidlich war. Für einen kurzen Moment meinte ich den moosigen Geruch der Aare wieder in der Nase zu haben, die Hitze der Sandsteinmauern auf meiner nackten Haut zu spüren.

Ich studierte Philipps Gesicht, das jetzt vom Mond beschienen war. Ja, er war noch da, mein Freund und Liebster, irgendwo unter dieser angestrengten bleichen Maske ...

«Es tut mir leid, Lou. Ich habe mich unmöglich benommen. Es ist nicht so, wie du denkst», sagte er.

«Dann erkläre es mir.»

«Mir ist klar, dass du eigentlich nicht nach Kanada kommen wolltest. Und da habe ich dich geködert. Zuerst mit der Schneeeule, dann mit dieser rätselhaften Krankheitsserie.»

«Du hast mich angelogen?»

«Nein ... das nicht.»

«Keine Schnee-Eule? Sind sie etwa ausgestorben?», fragte ich erschrocken.

Philipp lächelte schräg. «Nein, das ist es nicht.»

«Was ist es dann?»

«Ich weiss nicht, was ich machen soll.»

«Jetzt red endlich. Was ist los?»

Einen Moment schwieg er. Dann begann er plötzlich hastig zu sprechen, als ob ein Damm gebrochen wäre. «Seit Monaten, eigentlich seit ich hier in Montreal bin, werde ich blockiert. Ich mache nichts, rein gar nichts. *Riens du tout!* Ich schreibe Berichte, ich erstelle Statistiken, ich hocke stundenlang in Sitzungen. Das führt alles zu nichts.»

Er fuchtelte mit den Armen, sein Gesicht leuchtete geisterhaft

bleich im Licht der Parkbeleuchtung. «Und das war von Anfang an so geplant. Ich bin innerhalb von Health Canada zuständig für die Gesundheitsprogramme der First Nations, toll, nicht? Aber das ist alles nur Gewäsch! Es heisst, ich soll koordinieren, neue Programme und Stossrichtungen konzipieren und initiieren. Alles Lüge und Täuschung. Ich schreibe Berichte, das ist alles.»

«Lug und Trug meinst du wohl. Das tut mir leid, das wusste ich nicht. Du hast mir nie etwas davon gesagt.»

«Und dann kommt diese Anfrage aus Fort Fraser. Sandy Delmare, die lokal zuständige Ärztin für die Gesundheit der First Nations, bittet mich um Hilfe. Dringend! Von einem Tag zum nächsten sind ganze Familien erkrankt, Kinder, ihre Eltern, alte Leute. Ein unerklärliches Krankheitsbild, nichts passt zusammen. Und Delmare, die dort im Gesundheitszentrum arbeitet, hat gar nicht die Möglichkeiten, herauszufinden, was da los ist. Sie ist für die Grundversorgung zuständig, für Grippe, für Beinbrüche, für die Behandlung von Tuberkulose oder Alkoholismus. Aber nicht für eine solche Epidemie.»

«Ja und?»

«Das wäre Teil unserer Aufgaben an der Abteilung <First Nations Health>. Wir sollen in einem solchen Fall die lokalen Gesundheitsbehörden unterstützen, die notwendigen Untersuchungen vornehmen, dafür sorgen, dass die Laboruntersuchungen gemacht werden, die Vektoren bestimmen, wenn nötig, mit dem CDC Kontakt aufnehmen, et cetera.»

Das Center for Disease Control, das Zentrum für Krankheitskontrolle der USA, gehört zum amerikanischen Gesundheitsministerium und befindet sich in Atlanta. Das CDC ist wahrscheinlich das bedeutendste Zentrum der Welt zur Analyse, Kontrolle und Verhütung von Infektionskrankheiten. Es ist, neben Kozowo nahe Nowosibirsk, auch der einzige Ort auf der Welt, wo noch immer Pockenviren gelagert werden, die, mit entsprechend krimineller Energie benutzt, die gesamte Menschheit vom Erdboden tilgen könnten.

Philipp lächelte mich entschuldigend an. «Was erzähle ich dir da? Du kennst das Prozedere ja besser als ich.»

«Warum sagst du: Es *wäre* eure Aufgabe? Weshalb machst du es nicht einfach?»

«Weil ich daran gehindert werde. Hier scheint niemand ein Interesse daran zu haben, dass die Ursache der Krankheit gefunden wird. Ich bekomme keine Leute, keine Ausrüstung, nichts, was ich für das Untersuchungsteam benötigen würde. Es heisst nur immer: keine Ressourcen. Es ist wie eine Verschwörung.»

«Verschwörung? Reagierst du da nicht etwas paranoid?»

«Weil ich daran gehindert werde, diese Epidemie zu untersuchen? Ein ganzes Volk stirbt aus, verschwindet von der Erde, und niemanden hier kümmert das.»

Ich hob beschwichtigend meine Arme, wollte etwas sagen, aber Philipp fiel mir ins Wort.

«Es ist schön, dass du da bist, dass du mir hilfst, Lou. Du bist eine erfahrene und kompetente Epidemiologin, keine Frage. Aber das ist nicht das, was ich brauche. Ich brauche Unterstützung und Ausrüstung von Health Canada. Ich brauche eine Chefin, die mich ernst nimmt und die Angelegenheiten der First Nations ebenso. Ich brauche mindestens vier Personen, die mich begleiten würden. Stattdessen kommt eine Freundin aus der Schweiz, die hier Ferien macht. Das ist nicht fair!»

«Ich finde, du übertreibst. Ressourcen sind überall knapp», sagte ich.

Philipp schüttelte den Kopf, sprang auf die Füsse, seine Stimme wurde immer wütender. «Du hast keine Ahnung. Meine Chefin findet jeden Tag etwas Neues, das mich daran hindert, den Leuten in Fort Fraser zu helfen. Das ist keine Paranoia, sondern Realität.» Er kickte eine Bierdose weg, die mit einem lauten Klong an eine Sitzbank prallte. «Und dann gibt es da noch den ewigen Streit um die Zuständigkeit. Ich habe verdammt noch mal genug von all diesen Formalitäten und dem ewigen Hin und Her der Aufgabenteilung und Kompetenzen. Manchmal sind alle zugleich zuständig, dann wieder niemand, das Ergebnis ist jedes Mal dasselbe: Niemand kümmert sich seriös um die Gesundheit der indigenen Bevölkerung. Sie sind

nicht wichtig. Manchmal denke ich wirklich, dahinter steckt der Plan, die First Nations zu dezimieren, ihre wiedergefundene Kraft zu zerstören.»

«Du meinst doch nicht etwa, dass jemand versucht, in Fort Fraser ein indianisches Volk auszurotten? Das kann nicht sein ... nicht heutzutage, nicht unter den Augen der Öffentlichkeit in einer Demokratie wie Kanada.»

«Sicher ist, dass niemand diese Sache ernst nimmt. Wenn sich eine ähnliche Geschichte in einem reichen Vorort von Vancouver oder Toronto abspielen würde, wären alle Zeitungen voll davon. Es gäbe eine staatlich breit abgestützte und ausreichend finanzierte Untersuchungskommission mit all den Experten, die man dafür benötigt.»

«Aber *du* nimmst diese Krankheit ernst. Dann geh hin. Mach deine Arbeit.»

Philipp starrte mich einen Moment mit zusammengekniffenen Augen an. Er verwarf die Hände. «Das ist wieder mal typisch für dich, Lou.» Seine Stimme vibrierte vor unterdrückter Wut. «Für dich ist ja immer alles so einfach. Mach deine Arbeit! Du hast keine Ahnung, überhaupt keine Ahnung, kommst hierher und willst mir sagen, was ich zu tun habe?» Seine Stimme war immer lauter geworden. «Du hast keine Ahnung von unserem Leben, davon, dass wir tagtäglich von den weissen Herrenmenschen diskriminiert werden, dass unser Leben nichts wert ist. Mach deine Arbeit? Du hast doch keine Ahnung!»

Das war nicht fair. Ich stand auf, wandte mich zum Gehen, drehte mich nach ein paar Schritten nochmals um. «Du hast recht, es war wirklich ein Fehler, hierherzukommen.»

Ich verliess den Park im Laufschrift, stolperte in der Dunkelheit über irgendetwas und stiess mir das Schienbein an, fluchte, überquerte im Zickzack eine grosse, stark befahrene Strasse und bog in eine Allee ein, die irgendwohin führte, Hauptsache, weg von Philipp.
